

Den Zweiflern ins Stammbuch!

Autor(en): **Schulthess, Konrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung**

Band (Jahr): - **(1910)**

Heft 17-18

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-801743>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das muss anders werden! Es muss uns mehr und mehr klar und immer tiefer von uns gefasst werden, sowohl im Willen wie im Vorsatz, dass es wider Gott streitet, wenn der Fortschritt der Völker in anderen Stücken dadurch aufgewogen und wertlos gemacht wird, dass auch ihre Reizbarkeit entwickelt wird und ihre Empfindlichkeit in bezug auf selbstsüchtige, das Wohl des Nächsten übersehende Interessen und ihre Lust, diese Interessen mit Eisen und Blut gelten zu machen.

Nein, vorwärts in allen Stücken auf dem Wege hin zu dem idealen Menschenleben! Immer kräftiger voraus! Dicht heran an den Friedefürsten, der das grosse Herz der Menschheit ist! Immer näher hin zu ihm, damit sein Geist uns beseele, sein Bild immer klarer vor uns her strahle, sein Kreuz immer innerlicher uns einigen möge! Dann wird Friede und Einigkeit unter uns blühen, und alle unsere Beziehungen zu einander, auch die internationalen, können geregelt werden mit Recht und Gerechtigkeit, Billigkeit und Barmherzigkeit, nicht mit Gewalt. Dann kann auch damit begonnen werden, „die Waffen niederzulegen“, und sie werden wirklich niedergelegt werden. — — —

—o—

Den Zweiflern ins Stammbuch!

Von Konrad Schulthess (Zürich).

Es gibt eine Gattung Leute — und deren Zahl ist gross — die eine ganz eigenartige Stellung der Friedensbewegung gegenüber einnehmen. Es sind keine Feinde, aber auch keine Freunde unserer Bestrebungen. Im Grunde haben sie gegen unsere Ansichten eigentlich nichts einzuwenden, und doch wollen sie nicht mitmachen. Wenn wir ihnen jeweils unsere Ansichten auseinandersetzen, dann schütteln sie nur ungläubig den Kopf und sagen wohl: „Ja, ja das sind ja recht schöne und gute Gedanken. Gewiss wäre es für die Menschheit ein Glück, wenn die Kriege verschwinden würden, aber — es sind und bleiben eben Ideale, d. h. die Verwirklichung dieser Ideen ist einfach unmöglich.“ Zur Bekräftigung ihrer Aussage holen sie dann einen alten, abgebrauchten Ladenhüter hervor: die Kriege seien immer dagewesen und werden da sein, solange es eben Menschen gebe. Auch der Versuch, die Leute zum Frieden zu erziehen,

„Und wieder durch die Brust geschossen zu werden?“ fragte ich ihn.

„Nun, nicht jede Kugel trifft. Aber es wäre doch hübsch, Kamerad, wenn man so einen Tapferkeitsorden bekäme.“

Er lag auf dem Rücken, gelb, mit eingefallenen Augen, spitzer Nase und jäh hervortretenden Backenknochen, er glich beinahe schon einem Toten — und träumte von einem Orden. Seine Wunde eiterte stark, er hatte hohes Fieber, und in drei Tagen konnte er möglicherweise schon nach der Totengrube wandern — und er lag träumerisch lächelnd da und sprach von einem Orden.

„Hast du deiner Mutter telegraphiert?“ fragte ich.

Er sah mich erschrocken, doch zugleich finster und böse an und antwortete nicht. Auch ich schwieg, und man vernahm das Aechzen und Phantasieren der Verwundeten. Als ich jedoch aufstand, um zu gehen, fasste er mit seiner heissen, immer noch nervigen Hand nach meiner Hand, presste sie stark und richtete seine tiefliegenden, glühenden Augen mit gramvoll-unstäten Ausdruck auf mich.

„Sag' mal — was ist das alles, wie? Was ist das?“ fragte er angstvoll zugleich und drängend, während er an meiner Hand zerrte.

sei vergeblich. Der Mensch sei nun einmal kriegerisch veranlagt, und dies zu ändern, sei vollkommen unmöglich. Mit diesem „wuchtigen“ Argument glauben sie sowohl die Friedensfrage wie die Friedensbewegung ein für allemal gründlich abgetan zu haben.

Sollte wirklich die Erziehung zum Frieden unmöglich sein? „Unmöglich?“ rief Mirabeau seinem Schreiber zu, „ne me dites jamais cette bête de mot.“ In der Tat, liegt nicht in diesem Worte ein Geständnis der eigenen Schwäche, nicht minder aber auch ein Zeichen von Trägheit? Zu allen Zeiten hat es Leute gegeben, die nicht mitmachen wollten, wenn ein Häuflein Menschen auf irgend einem Gebiete des menschlichen Lebens eine neue und grosse Idee zu verbreiten und zu verwirklichen suchten. Im Prinzip sind diese Leute mit den neuen Ansichten einverstanden, aber sich zu ihnen coram publico bekennen, dazu gebracht es ihnen an Mut. Nur ja keinen Anstoss erregen bei den lieben Gevattern und Basen. Das ist ihre Maxime. Nur ja nichts ändern am Alten, es ist ja so gut, und diesen neuen, umstürzlerischen Ideen darf man nie trauen. Also lassen wir es, wie es bisher gewesen, wir fahren sicher besser damit. Es sind dies dieselben Menschentypen, welche einst Eisenbahn und Dampfschiff für baren Unsinn erklärten und nach denen die Menschheit hätte ewig in der Postkutsche auf der Erde herumrutschen sollen. Aber es kam anders. So wie sie in jenem Punkte Unrecht hatten, so gewiss auch in ihren Ansichten über die Friedensbewegung. Wenn diese Konservativsten der Konservativen behaupten, die Erziehung der Menschen zum Frieden sei unmöglich, dann irren sie sich gewaltig. Ich bin in der Lage, diesen Leuten mit einem Beispiel aus unserm eigenen Vaterland aufzuwarten, das schlagend das Gegenteil dieser Behauptung beweist. Es handelt sich um eine Beobachtung, die Rousseau an den Genfern gemacht hat.

In seinen „*Considérations sur le Gouvernement de Pologne*“, und zwar im Artikel „*L'Armée nationale*“ schreibt Rousseau wörtlich: „*J'ai vu le temps qu'à Genève les bourgeois manœuvraient beaucoup mieux que des troupes réglées; mais les magistrats, trouvant que cela jetait dans la bourgeoisie un esprit militaire qui n'allait pas à leurs vues, ont pris peine à étouffer cette émulation, et n'ont que trop bien réussi.*“

„Was?“

„Nun, überhaupt... das alles hier. Sie erwartet mich ja... aber ich kann doch nicht zu ihr! Das Vaterland — lässt sie sich's denn klarmachen, was das ist — das Vaterland!“

„Das rote Lachen,“ antwortete ich.

„Ach! Du kommst immer mit deinen Scherzen, ich rede aber im Ernst. Man muss ihr das doch auseinandersetzen — aber lässt sie sich's denn sagen? Wenn du wüsstest, was sie mir alles schreibt! Was sie alles schreibt! Und weisst du, ihre Worte haben... so etwas... Graues! Uebrigens, was seh' ich?“ sagte er plötzlich lächelnd, während er neugierig meinen Kopf betrachtete und mit dem Finger danach tippte — „du bist grau geworden! Hast du es schon bemerkt?“

„Es gibt hier leider keine Spiegel...“

„Es sind hier viele grau und kahl geworden. Hör' mal, reich' mir doch einen Spiegel! Ich fühle, dass auch mir weisse Haare aus dem Schädel wachsen. Einen Spiegel, bitte... rasch, rasch!“

Er begann zu phantasieren, er weinte und schrie, und ich verliess das Lazarett.

An diesem Abend veranstalteten wir eine Festlichkeit — eine seltsame, traurige Festlichkeit, bei der mitten unter den Gästen die Schatten der Toten weil-

Wie sehr sie Erfolg gehabt haben, weiss man. Infolge dieser erwähnten Massregel seitens der Behörden ist den Genfern die blinde Begeisterung für das „edle“ Waffenhandwerk ein für allemal gründlich verleidet worden. Von gewissen Chauvinisten wird ihnen dies allerdings — zwar mit grossem Unrecht — als antipatriotisch ausgelegt.

Welche Perspektiven eröffnen sich uns Pazifisten angesichts dieses beinahe vergessenen Ereignisses! Was könnte man demnach für Resultate erzielen mit einer planmässigen Erziehung zum Frieden!

Leider lässt man es in dieser Hinsicht beinahe an allem fehlen. Mehr als das. Der Krieg, das Kriegshandwerk und alles Kriegerische wird geradezu systematisch vor den Augen und Ohren der Kinder verherrlicht, um sie rechtzeitig militärfromm und zu gedankenlosen Kriegsenthusiasten zu machen. Im Geschichtsunterricht wird mehr Kriegsgeschichte, statt Kulturgeschichte getrieben. Die Massenmorde grosser Schlachten werden den Kindern als grosse Taten geschildert. Von unzähligen blutigen Metzereien müssen sie das Datum auswendig lernen, da dies als wichtigerer Lehr- und Wissenstoff gilt als die Kenntnis vieler Kulturwerke. Die Feldherren müssen demnach der Jugend als für die Menschheit wichtigere Persönlichkeiten erscheinen als all die grossen Denker und Dichter. Vor allem aber wird so der Geist der Roheit und Menschenverachtung, der allem Kriegerischen innewohnt, schon früh den Kindern eingepflanzt. Kriegslieder begleiten ihre Märsche, Kriegsgeschichten füllen ihre Bücher, kriegerische Spiele dienen ihnen zur Unterhaltung. Dazu kommt dann noch der Kadettenunterricht, jene herrliche Einrichtung, welche die halbwüchsigen Knaben schon im zartesten Jugendalter zu Menschenschlächtern heranbilden und in ihnen Lust und Freude für das „edle“ Waffenhandwerk erwecken soll.

Das heisst man Erziehung zu edeln Menschen! Nein wir dürfen dieser Jugenderziehung nicht mehr länger untätig zusehen. Es ist unsere heilige Pflicht gegenüber den kommenden Geschlechtern, gegen diese Missstände energisch Front zu machen. Denn, mit Gerhart Hauptmann zu sprechen, ist es ein Frevel an der Jugend, ein Frevel an der ganzen Menschheit, die Religion Christi, diese Religion der Duldung, Vergebung und Liebe als Staatsreligion zu haben und

dabei ganze Völker zu vollendeten Menschenschlächtern heranzubilden.

Wenn es möglich ist, die Leute zum Kriege zu erziehen, so kann man sie gewiss auch zum Frieden erziehen. Das angeführte Beispiel zeigt es zur Genüge. Man muss nur ernstlich wollen.

—o—

Der Krieg als sittliche Potenz.

Ich kenne den Krieg. Ich habe 1866 mitgefochten und habe mir im grossen Feldzug gegen Frankreich zweierlei geholt: ein eisernes Kreuz und eine schwere Verwundung. Ich kenne aber auch den verlustreichen Buschkrieg aus dem deutschen Südwest in Afrika; denn ein Glied meiner Familie hat sich dort den Typhus geholt und ist nur wie durch ein Wunder uns erhalten worden. Seine Erzählungen, zusammengehalten mit der zahlreichen Literatur über diesen Feldzug, berechtigen mich auch hier zu einem Urteil.

Der Begriff von mein und dein wird schon durch die notwendigen, oft gewalttätigen Requisitionen und den Selbsterhaltungstrieb auch beim einzelnen Mann immer mehr verwischt; Achtung vor dem Nebenmenschen und seinem höchsten Gut, seinem Leben, nimmt naturgemäss mit der Zunahme der eigenen Verluste immer mehr ab. Das Menschenleben ist nur noch eine Ware, die aufs Spiel gesetzt werden muss. Mit grösster Kaltblütigkeit oder, richtiger gesagt, in völliger Abgestumpftheit wird der niedergeknallt, der im Wege steht.

Wer aber behauptet, es werde der frisch-freudige Mut und die Energie gestählt, der hat nicht erfahren, wie gerade die alte Mannschaft, die schon einmal in einer Schlacht war, sehr vorsichtig in ein neues Treffen geht, jede Deckung sich zunutze macht und sich nur sehr schwer zu einem temperamentvollen Vorgehen hinreissen lässt. Es war und es ist kein Geheimnis, dass zu einem wagemutigen Angriffe viel besser frische Truppen zu verwenden sind, die eine wirkliche Schlacht noch nicht mitgemacht haben.

Und dann vollends der moderne Krieg mit seinem maulwurfsartigen Eingraben, seinem Anschleichen, seiner fortgesetzten Deckung gegenüber einem Feind, den man gar nicht sieht, und dessen geheimnis-

ein Uebermass von Gestikulationen auszufüllen suchten — sie waren mir alle fremd, alle unbekannt, ich hatte sie nie gesehen. Auch ihre Stimmen klangen so ganz anders, es war etwas Abgerissenes, Ruckweises in der Art, wie sie sprachen, als ob ihnen das Herausbringen der Worte beschwerlich fiele, und aus dem wichtigsten Anlass ging ihr Sprechen in Schreien über, oder in ein sinnloses, unbändiges Lachen. Und alles war so seltsam und fremd — dieser Baum, unter dem wir sassen, und der Sonnenuntergang, und das Wasser, das einen ganz absonderlichen Geruch und Geschmack hatte; als ob wir zugleich mit den Toten die Erde verlassen hätten und in eine andere Welt eingezogen wären, in eine Welt voll geheimnisvoller Erscheinungen und schauriger, finsterner Schatten. Die untergehende Sonne war gelb und kalt; über ihr hingen schwarze, unbewegliche Wolken, auf die kein Lichtreflex fiel, und unter ihr lag ebenso schwarz die Erde, und unsere Gesichter erschienen in dieser unheimlichen Beleuchtung gelb, wie die Gesichter von Toten. Wir blickten alle auf den Samowar, der eben ausgegangen war — auch in seinem Metall spiegelte sich dieses kalte, drohende Gelb des Sonnenuntergangs, und auch der Samowar schien uns fremd, tot und unbegreiflich. (Fortsetzung folgt.)

ten. Wir hatten beschlossen, am Abend zusammenzukommen und Tee zu trinken, wie zu Hause, wie bei einem Picknick, und wir verschafften uns einen Samowar. Sogar Zitronen und Gläser fanden sich, und wir placierten uns gemütlich unter einem Baume — ganz wie daheim bei einem Picknick. Einzeln, zu zweien, zu dreien kamen die Kameraden herbei, lärmend, scherzend und plaudernd, voll fröhlicher Erwartung — aber sie verstummten bald und vermieden es, sich gegenseitig anzusehen, denn es lag etwas Furchtbares in dieser Versammlung der Ueberlebenden. Wie wir da um den Samowar zusammensassen — abgerissen, schmutzig, zerschunden, als wenn wir die Krätze hätten, mit zottigem, ungepflegtem Haar, mager und entkräftet, ohne jede Spur des gewohnten äusseren Schicks, entsetzten wir uns förmlich voreinander: es war, als ob wir eben erst uns dessen bewusst würden, wie fürchterlich wir aussahen. Ich suchte vergeblich in der Menge dieser unruhigen, scheuen Menschen nach bekannten Gesichtern — ich konnte keine finden. Diese hastigen, unstäten, bei jedem Geräusch zusammenfahrenden Menschen mit den zuckenden Bewegungen, die stets irgend eine Gefahr in ihrem Rücken zu wittern schienen und die sie rätselhaft angähnende, schauerliche Leere durch